

„Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten“ – Gebirgstopografien und Kulturlandschaften

von Martin Schaffner

Die Zweiteilung der empirisch erfahrbaren Welt in die Sphären der Natur und der Kultur ist eine Denk- und Sprachgewohnheit, die unsere alltägliche und die wissenschaftliche Wahrnehmung nach wie vor prägt.¹ Sie behauptet sich auch, und besonders, in unserer Vorstellung von Gebirgslandschaften. Nirgends mehr als hier, die Meere vielleicht ausgenommen, tritt uns „die Natur“ als unmittelbar erfassbare Materialität in der Gestalt von Erde, Stein und Fels, von Wasser, Schnee und Eis entgegen.

Dabei erscheint die Natur der „Bergwelt“, wie sie in Reiseberichten und fiktionalen Texten aus dem 19. und 20. Jahrhundert beschworen wird, unter einem doppelten Vorzeichen. Sie wird (mindestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts) in ästhetisierenden Wendungen einerseits als die „Schönheit“ der Gebirgslandschaft beschrieben, als Bühne für grandiose „Naturschauspiele“, wie Sonnenauf- und Untergänge oder spektakuläre Wetterphänomene mit ihren intensiven Lichteffekten. Andererseits stellt sich die Gebirgslandschaft als eine Arena dar, in der die alpine Natur ihre destruktive Kraft entfaltet. Lawinen und Steinschlag, Hochwasser und Murgänge bedrohen ständig und unberechenbar Einheimische und Reisende. Die Allgegenwärtigkeit ihres Gefahrenpotenzials charakterisiert die Natur des Gebirges mindestens so sehr wie ihre mythisch entrückte Erhabenheit.

Doch Gebirgsregionen bestehen auch aus von Menschen geformten „Kulturlandschaften“, um einen gängigen Begriff der Geografie zu verwenden. „Kultur“ wie in diesem Kompositum umschreibt ein weites Feld von Phänomenen, das Modelle der Alpwirtschaft, pastorale Lebensformen so gut umfasst wie Siedlungsmuster oder religiöse Praktiken, kurz alle Äußerungen menschlicher Tätigkeit. Dass den Bevölkerungen der alpinen Hochtäler Kulturleistungen zugebilligt wurden, verstand sich allerdings nicht von selbst. Erst als sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Perzeption der Alpen zu wandeln begann, entwickelte sich eine Sicht, welche die Bewohner der alpinen Regionen nicht als von der wilden Natur geformte, rohe Wesen wahrnahm, wie es antike und humanistische Autoren getan hatten, sondern als zivilisierte, kulturfähige Menschen.

Der Antagonismus von Natur und Kultur hat im übrigen seine besten Zeiten keineswegs hinter sich, im Gegenteil: unter populärökologischen Vorzeichen hat er sich neu belebt. So konzipiert die Figur der „heilsamen Natur“ der Berge einen Raum,

¹ Dieser Text basiert auf einer *Key Note Lecture*, gehalten am 7. Juli 2012 am Kulturgeschichtstag 2012 in Innsbruck. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten. Für Anregungen und Kritik danke ich Andreas Bähr (Berlin) und Susanne Lagger (Bern).

in dem die pathogenen Faktoren der Verstädterung wie Lärm, Luftverschmutzung und Artensterben durch Ruhe, reine Luft und Biodiversität zwar nicht beseitigt, aber doch kompensiert werden können. Sogar die spezifischen Gefahren der Berge entgehen der dichotomen Bewertungslogik nicht, wenn sie zu Herausforderungen für die so genannten Extremsportarten stilisiert werden.

Die Perzeption der Alpen hat eine lange Geschichte, die man über den Traktat *De Alpibus Commentariis* des Humanisten Josias Simler (von 1574) bis zur „Geographie“ Strabos (die ein Kapitel über die Alpen enthält) zurückverfolgen kann (18 AD). Doch will ich hier nicht die Geschichte der Alpenperzeption und schon gar nicht die ihrer Kommerzialisierung im 19. und 20. Jahrhundert nachzeichnen (denn darum handelt es sich). Ich möchte bloß darauf insistieren, wie sehr Wahrnehmung und Darstellung der Gebirge, und besonders der Alpen, durch die Dichotomie Natur/Kultur geprägt werden. Das gilt auch für die Forschung: die alltäglich geläufige kategoriale Entgegensetzung von „Natur“ und „Kultur“ setzt sich in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der alpinen Gebirgslandschaft fort. Trotz allen Bemühungen um Inter- und Transdisziplinarität verläuft die Forschungspraxis von Natur- und Kulturwissenschaften nämlich noch immer meist in getrennten Bahnen. Zwar fehlt es nicht an wissenschaftstheoretischen und epistemologischen Bemühungen, die prinzipielle Dualität von Natur- und Kulturwissenschaften infrage zu stellen, um sie zu überwinden, aber diese Anstrengungen setzen sich auf der forschungspraktischen Ebene kaum fort. Allzu oft erschöpfen sich dort, jedenfalls was die Gebirgsforschung angeht, die inter- und transdisziplinären Ansätze in der Addition von Forschungsergebnissen, die auf getrennten Untersuchungsfeldern, mit unterschiedlichen Zielsetzungen und Verfahren gewonnen wurden.

1. Grenzgänge

Das Ziel, das ich mir gesetzt habe, besteht – bildlich gesprochen – darin, dieser Grenze gleichsam entlang zu gehen und nach Stellen zu suchen, wo sie durchlässig ist und umgangen werden kann. Zu diesem Zweck habe ich mir zwei Schritte vorgenommen. Ich werde mir für mein Vorhaben zuerst einen Begleiter suchen, einen Gebirgsforscher aus der Zeit um 1800, und dann – mit seiner Unterstützung – die Grenze an einer Stelle überwinden. Mit dem Ausdruck „Begleiter“ verbinde ich die Vorstellung von „Gesprächspartner“, also die intellektuelle Operation, die „Dialog“ heißt.

Ich weiß, dass ich Metaphern verwende, wo Eindeutigkeit nötig ist. Doch genau gesehen, ist das Verfahren, das ich meine, weniger ungewöhnlich, als es scheint. Denn was tun Historikerinnen und Historiker, besonders kulturgeschichtlicher Richtung, anderes als „Gespräche“ mit der Vergangenheit zu führen, wenn sie mit kulturhermeneutischen oder diskursanalytischen Verfahren kulturelle Codes entschlüsseln, Symbolsysteme erschließen, Dispositive und Diskursformationen rekonstruieren? Immer handelt es sich um ein Hin und Her zwischen den Forschenden und dem Material, mit dem sie arbeiten, seien es nun Texte, Fotos, Bilder oder andere Artefakte. Freilich impliziert „Dialog“ ein spezifisches Verhältnis, das Res-

pekt vor den „Quellen“ einschließt, um den alten Ausdruck aus der Gründerzeit der modernen Historiografie zu verwenden, ein Verhältnis, das die „Hermeneutik der Differenz“ ernst nimmt (wie Hans Medick einst sagte).²

2. Pater Placidus Spescha

Der „Begleiter“, den ich gewählt habe, heißt Placidus Spescha und war ein Benediktinerpater aus dem Kloster Disentis, der von 1752 bis 1833 lebte. Spescha, als Kind einer Bauernfamilie in Trun, in der romanischsprachigen bündnerischen Region Surselva geboren, gehörte der Abtei Disentis an und hatte sich einen Namen gemacht als vielseitiger und ambitionierter Gebirgsforscher. Das geografische Gebiet, das er erkundete und beschrieb, erstreckte sich über die Dörfer und Talschaften der Surselva samt ihren Passübergängen und Nachbartälern. Spescha kannte das Gebiet, über das er schrieb, sehr genau aus zahlreichen Begehungen und ausgedehnten Fußreisen (etwa über die Pässe). Auch andere Regionen des Alpenraums waren ihm vertraut. Als Geisel österreichischer Truppen verbrachte er anderthalb Jahre in Innsbruck, was er im nachhinein als Glücksfall beschrieb. Denn dort hatten ihn die Patres des Servitenordens aufgenommen und ihm die Fortsetzung seiner Forscher- und Sammlungstätigkeit ermöglicht.

Spescha war ein unermüdlicher und erfahrener Berggänger. Er berechnete die Höhe von Bergen, zeichnete Karten und Panoramen, beschrieb Steine, Flora und Fauna, beobachtete Wetter und Klima, notierte die Naturgefahren und schilderte die Lebensverhältnisse der Menschen in den Tälern. Spescha verstand sich als Mitglied einer *scientific community* von Forschern, die seit der Antike bis in seine Gegenwart über die Alpen geschrieben hatten; er las ihre Schriften (wie die von de Luc und de Saussure), korrespondierte mit zeitgenössischen Naturforschern, referierte und diskutierte in seinen Texten ihre Befunde. Die Ergebnisse seiner Forschungstätigkeit schrieb er in zahlreichen, umfangreichen Manuskripten nieder. Keines von ihnen wurde während seiner Lebenszeit veröffentlicht. Einige von ihnen sind in den letzten Jahren ediert und publiziert worden.³

3. Topografie des „Ursärentals“ (1811)

Zu ihnen gehört ein 350 Seiten umfassendes Manuskript, das im Staatsarchiv Graubünden aufbewahrt wird und den Titel trägt „Lage, Begebenheit und Ordnung des Ursärentals im Kanton Uri. Dargestellt von einem Kapitularen des Gotteshauses

² Medick bezog sich auf den amerikanischen Ethnologen James Boon. Siehe: *Hans Medick*, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) H. 3, 295–319, hier 305.

³ *Placidus Spescha*, Lage, Begebenheit und Ordnung des Ursären-Thals im Kanton Uri. Herausgegeben von Stefan Fryberg, Altdorf 1990; ders., Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten. Edition und Einleitung von Ursula Scholian Izeti, Zürich 2002; ders., Beschreibung der Val Tujetsch. Edition und Einleitung von Ursula Scholian Izeti, Zürich 2009.

Disentis im Jahre 1811“.⁴ Vor der Niederschrift seines Textes hatte Spescha, wie es seiner Methode entsprach, das der Surselva benachbarte Urserental im Sommer 1811 zu Fuß bereist. Ich habe diesen Text von Spescha ausgewählt, weil er das gleiche Hochtal betrifft, in dem unsere pluridisziplinäre Forschungsgruppe seit einigen Jahren arbeitet. Ich lese seine Beschreibung als einer, der in diesem Tal forscht, seine Berge besteigt und Einheimische befragt. Ich vertiefe mich in Speschas Text mit dem Ziel, mir die Konstruktion seiner Topografie des Tals zu vergegenwärtigen.

Zuerst bestimmt Spescha die Lage des Tals im weltumspannenden Koordinatensystem („zwischen dem 26ten und 27ten Grad der Ostlänge und zwischen dem 46ten und 47ten der Nordbreite“), vermerkt dann seine Höhe („4356 Fuss vom Meer bis zur Thalfläche“) sowie seine Länge und Breite („Ostlänge [...] ungefähr 2 und [...] Nordbreite 1 geographische Meile“, alle Zitate S. 13). Zweitens verortet er das Tal auf der Landkarte: „[...] östlich grenzt es an den Kanton Rhätien, westlich an Wallis, südlich an den Kanton Tessin und nördlich an den Kanton Uri“ (S.14). Drittens zählt der Text die Elemente auf, welche insgesamt die Landschaft ausmachen: „Schnee, Eis, Bergen, Thälern, Flüssen, Bächen, Seen, Weiden, Abhängen, Flächen, Gewächsen, Thieren, Wohnungen und Menschen“, S.13). Es ist eine Aufzählung, die in der gleichen Liste natürliche und kulturelle Phänomene aufzählt, zwischen ihnen also keine Trennlinie zieht. Viertens fällt die große Bedeutung auf, die den Winden zukommt: „Es (i. e. das Tal) wird überhaupt von vier Winden bestrichen; vorzüglich aber vom Süd- und Nordwind. [...] Die Winden wüthen bisweilen aber auch also, wie niergend so. Weder Menschen noch Lastthiere können seinem Anstoss widerstehen“ (S.13). Die Winde, die durch Ursern wehen, konstituieren einerseits das Tal als dreidimensionalen Raum, und zum andern dynamisieren sie diese Raumvorstellung (vgl. die Häufung von starken Ausdrücken: die Winde „wüthen“, „stoßen“ oder „prellen“ zusammen, S.13).

4. Topografische Zeichen der „Hand Gottes“

Von Placidus Spescha aus Graubünden trennen uns 200 Jahre, eine Zeit, in der sich der Alpenraum, seine Darstellung und Wahrnehmung, seine Ökologie und die Lebensweise seiner Bevölkerungen stark verändert haben. Speschas Texte bleiben uns darum in mancher Hinsicht fremd, z. B. wenn sie theologische Bezüge herstellen. Zwar begreift man, dass der Benediktinerpater die Gebirgslandschaft auf Zeichen hin liest, die auf die Allmacht Gottes verweisen (wie das „ewige“ Eis auf den hohen Gipfeln: „Der weise Schöpfer wollte aus dem weichsten Körper den haltbarsten machen, um zu zeigen, dass er der Herr sey“, S. 14). Aber nur schwer nachvollziehen können wir, wie der Autor den Schöpfergott direkt in die Natur eingreifen lässt, die er doch exakt beschreiben und erforschen will: „Unsere Gewässer fallen von der Hand Gottes in unsere unterirdischen und verborgenen Höhlen und kriechen wiederum hervor, wo sie Ausgang finden“ (S.14).

4 *Spescha*, Lage. Die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

Wie Spescha seine eigenen Beobachtungen, wissenschaftlichen Erklärungen und theologischen Wahrheiten in Einklang brachte, erschließt sich nicht leicht. In einem bisher unveröffentlichten Manuskript zählte er zu den mehr als zwanzig Kräften, die an der Entstehung und der Gestaltung der Alpen mitgewirkt hätten, auch den „göttlichen Einfluss [...] allerdings reichlich halbherzig“⁵, wie die Editorin seiner Manuskripte meint. Doch lassen sich Speschas Formulierungen als Indiz dafür lesen, dass er – vielleicht ohne sich dessen bewusst zu sein – im Rahmen der physikotheologischen Theorien argumentierte, die damals in England und Deutschland verbreitet waren. Dass eine Topografie auch als theologisches Zeichensystem konzipiert werden konnte, wird Kulturhistoriker allerdings nicht erstaunen, und auch nicht, dass sie als ein Mix von Zeichen aus unterschiedlichen Registern erscheint. Denn die Hybridität, die sich darin ausdrückt, artikuliert die Ambivalenzen der aufklärerischen Naturwissenschaften, die trotz ihres szientistischen Anspruchs auf einen theologischen Referenzrahmen mit einer sehr langen Tradition nicht verzichten mochten oder konnten.

5. *Native point of view?*

Weder darin, dass Spescha seinen wissenschaftlichen Anspruch mit theologischen Vorstellungen kombinierte, noch darin, dass er mit einer großen Geste gleich die Alpen in ihrer Gesamtheit zu seinem Objekt machte (wie der Titel eines seiner Manuskripte suggeriert: „Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten“), nicht darin unterscheidet er sich von andern zeitgenössischen Alpenforschern. Schon eher hebt ihn heraus, dass er die Berge, Passübergänge und Täler konsequent zu Fuß, als Einzelgänger, erkundete, oft abseits von Saumpfadern und Hirtenwegen. Einige Gipfel bestieg er als erster wie 1789 den Piz Valrein (Rheinwaldhorn, 3402 m), wobei er sich de Saussure zum Vorbild nahm, der 1768 den Montblanc bestiegen hatte.

Doch vor allem etwas zeichnete Spescha vor den vielen gelehrten Autoren aus, die damals mit Führern und Trägern die Alpen wie ein fremdes Land bereisten, nämlich, dass er selber ein Bergler war, in einem Berggebiet, der bündnerischen Surselva, geboren und aufgewachsen war und dort fast sein ganzes Leben verbrachte. Ursula Scholin, die in den letzten Jahren einige der umfangreichen Manuskripte Speschas ediert hat, hat zurecht bemerkt, dass das literarische wie das wissenschaftliche Bild der Alpen damals von einer Außenperspektive geprägt war. Und sie hat auch die Frage nach der spezifischen Perspektive des einheimischen Autors aufgeworfen, der Spescha war.⁶ Es liegt darum nahe, seine Texte auf einen *native point of view* hin zu lesen, um einen alten Begriff der angelsächsischen Ethnologie und Kulturanthropologie zu verwenden.

Doch ist eine derartige Lektüre sinnvoll? Denn die Annahme der klassischen Ethnologie, die von ihr erforschten Völker verfügten über einen *native point of view*, den es zu beschreiben gelte, verlor in den 1980er und 1990er Jahren weitgehend

⁵ Spescha, Beschreibung der Alpen, 25.

⁶ Ebd., 17 f.

an Plausibilität. Die radikale Kritik am Feldforschungsparadigma, die damals in der „Writing Culture Debate“ vorgebracht wurde, verwarf als naiv und eurozentrisch die Vorstellung, dass man von der Realität eines *native point of view* ausgehen könne, der wie ein ethnografisches Objekt (etwa ein Kultgegenstand) zu denken sei. Mit konstruktivistischen und postkolonialen Ansätzen betonten sie dagegen die Unabgeschlossenheit und Hybridität, die Narrativität und die Performativität dessen, was seit Malinowski als die Perspektive des *native point of view* angesehen worden war. Doch was bedeuten solche Einwände für die Lektüre der Texte von Placidus Spescha, der als Einheimischer über alpine Regionen schrieb, über die sonst fast nur fremde Reisende und Forscher berichteten?

6. *Close reading!*

Nimmt man sich ein *close reading* vor, mit dem Fokus auf Formulierungen, die auf Speschas „Innensicht“ verweisen, muss man sich in dreifacher Weise ausrüsten. Man benötigt eine klare Idee von Wirklichkeit, eine spezifische Vorstellung von Textualität sowie konkrete, auf den Text bezogene Lesestrategien. Damit meine ich erstens eine Idee von Wirklichkeit, welche das Objektivierungspostulat der Wissenschaft nicht als Aufforderung zur Verdinglichung des Forschungsgegenstandes auffasst, sondern als Appell zur Kommunikation über Analyse- und Deutungsverfahren. Zweitens muss man mit einem Textverständnis arbeiten, das sich von der Idee von der Mehrschichtigkeit der Texte leiten lässt, das sich also an einem Textmodell orientiert, das die Polysemie von Ausdrücken (wie Metaphern) akzeptiert und einem Text prinzipiell eine Pluralität von Bedeutungen zubilligt. Erforderlich ist drittens die Entwicklung von Leseweisen, die sich an einem derartigen Textverständnis orientieren. Dieses Programm kann ich heute am Text Speschas über das Urserntal nicht ausführen, doch Indizien legen nahe, dass eine derartige Annäherung an die Innensicht des Romanisch sprachigen Bündner Oberländers nicht verfehlt ist.

Dazu gehört, dass Spescha sich explizit als einheimischen Autor darstellt, etwa wenn er die Eigenart seiner Sprache betont: „Wohlklang in den Worten und Redensarten darf man von mir nicht erwarten, denn meine Mutter verstand die Teutsche Sprache nicht.“ Doch werde dieser Mangel aufgehoben „durch ein gewisses Gefühl der Redlichkeit und Wahrheit [...] und dieses bezeichnet mich mehr als jenes“ (S. 11). Speschas Muttersprache war Romanisch, und Deutsch, die Sprache, in der er schrieb, eine Fremdsprache. Seine Zweisprachigkeit mochte es ihm erschweren, fehlerfrei und stilsicher zu formulieren, doch für sein Anliegen, „redlich“ und „wahr“ zu schreiben, war die muttersprachliche Vertrautheit mit der Sprache der Einheimischen ein unschätzbare Vorteil. Eine bessere Begründung für seine Glaubwürdigkeit konnte ein Autor kaum vorbringen. Dass er die Sprache der Einheimischen sprach, ihre kulturellen Codes kannte, weil er einer von ihnen war, muss in seinen Texten Spuren hinterlassen haben (und es stellt für uns eine methodische Herausforderung dar, sie ausfindig zu machen).

Schließlich betont Spescha im Manuskript über das Urserntal (wie auch anderswo) den Wert, den er den Informationen lokaler Gewährsleute beimisst. Einem von

ihnen, dem mehrfachen Talamann (oberster Vertreter der Talschaft) Jost Anton Nager, widmete er sein Werk über Ursern, denn „dieser Herr hat sich durch Kenntnis der Natur, Wohlstand des Lebens und Wiz des Verstandes den Thalbewohnern hervorgeleuchtet [...]“ (S. 12). Sowieso „hänge“, wie er meint, „eben so viel von den Beyträgen der Einwohner als von meinem Fleisse ab“ (S.11). „Beyträge der Einwohner“ meint mehr als ihre Beobachtungen und Informationen, nämlich, dass sie selbst es sind, die zu Wort kommen sollen.

7. „Innensicht“

Ein weiteres Indiz für Speschas Insistieren auf einer Perspektive, die ich im Begriff der „Innensicht“ bündle, findet sich in der Widmung, die er dem Manuskript über das Urserntal voranstellt. Dort hält Spescha in der Form einer rhetorischen Frage fest, die Bewohner der alpinen Regionen wüssten über ihre Lebenswelt besser Bescheid als Außenstehende, denn: „[...] wer nimmt sich um ein Bergvolk mit mehreren Muth und Ergebenheit an, als jene, welche zwischen den Bergen und Thälern gebohren und erzogen sind?“ (S. 12). In der Rhetorik von Einleitung und Widmung blitzen inmitten konventioneller Wendungen (wie der Floskeln zur *captatio benevolentiae*) Formulierungen auf, welche die besondere Sicht andeuten, die einer wie er, als einheimischer Autor, geltend machen konnte. Seiner Binnensicht ist es zu verdanken, so meine These, dass der Autor es vermied, zwischen „Natur“ und „Kultur“ eine Trennlinie zu ziehen, in einer Zeit, da sich der Gegensatz zwischen den beiden Dimensionen diskursiv zu verfestigen begann.

Die Gebirgslandschaft des Urserntals, wie Spescha sie modelliert, umfasst Berge und Täler, Steine und Pflanzen, Tiere und Menschen. Naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Dimensionen überlagern sich in einer Konstruktion von Topografie, die uns zugleich vertraut und fremd ist. Denn sie verfügt Elemente, die wir der „belebten“ oder „unbelebten“ Natur einerseits und der „Kultur“ andererseits zurechnen. Für Spescha liegt darin kein Widerspruch, nicht nur weil beide Bereiche Teil einer kosmischen Ordnung, d. h. der göttlichen Schöpfung sind, sondern auch weil sowohl „Natur“ als auch „Kultur“ eine Geschichte haben: „Wenn man von der Geschichte der Alpen spricht, will man zu verstehen geben, wie sie entstanden sind und welche Wirkung sie hervorgebracht haben u. s. w.“ (worauf seine Theorie über die Entstehung der Alpen folgt). Dann fährt er fort: „Die Entstehung der Alpen ist also kundbar und gehört zugleich/als eine natürliche Vermuthung in der Geschichte.“⁷

8. Geschichte der Natur und Geschichte der Menschen

Das heißt nichts anderes, als dass die Geschichte der Natur und diejenige der Menschen zwar unterschiedlichen Gesetzen folgen, aber dass sie auch an einer gemein-

⁷ Spescha, Beschreibung der Alpen, 100.

samen Geschichte teilhaben. Diese Einsicht kleidet Spescha in den Satz „[...] was unsere Wissensbegierde reizt, besteht in dem, wie die Alpen mit dem menschlichen Geschlecht sich vertragen haben“.⁸ Die Geschichte, an der das Gebirge wie seine Bewohner, teilhaben, ist also eine Beziehungsgeschichte; diese handelt davon, „wie die Alpen mit dem menschlichen Geschlecht sich vertragen haben“. Dass man begreifen will, wie die Alpen und die Menschen der Gebirgsregionen „sich vertragen“, eine solche Wendung konnte nur einem einfallen, der die Gebirgslandschaft von einem *native point of view* aus betrachtete. Nicht nur weil er „Natur“ und „Kultur“ nicht trennt, sondern auch weil er als Einheimischer über spezifische Wahrnehmungs- und Sprachgewohnheiten verfügt, ist der Benediktinerpater für mich ein guter Begleiter.

9. Wissenschaftslandschaft

Würde Spescha, mit der gleichen Absicht, es zu erforschen, das Urserntal heute begehen, würde er im Gelände auf Messgeräte treffen, mit denen pflanzenphysiologisch, geomorphologisch oder hydrologisch relevante Daten erhoben werden. Er würde UmweltökonomInnen begegnen, die mithilfe statistischer Erhebungen den Faktoreinsatz in der Landwirtschaft zu bestimmen suchen, und HistorikerInnen mit einem digitalen Aufnahmegerät, welche Bauern und Bäuerinnen befragen. Er würde also auf ein wissenschaftliches Personal stoßen, das an den steilen Hängen des Tals botanische, geologische, hydrologische und agrargeschichtliche Prozesse erforscht, um dann die Resultate der Untersuchungen in einem Modell zu integrieren. Völlig fremd müsste all dies Spescha nicht vorkommen, denn im Gespräch mit den Forschenden würde er viele der Themen wiedererkennen, die ihn selbst beschäftigten, auch wenn er wahrscheinlich mit dem Titel ihres Projektes wenig anfangen könnte. Dieser lautet: „The ecological and socio-economic consequences of land transformation in alpine regions: an interdisciplinary assessment and valuation of current changes in the Ursern valley“.⁹

Fokus des Forschungsvorhabens ist *land use*, d. h. die Untersuchung der Landnutzung in ihrer Abhängigkeit von ökologischen und historischen Faktoren einerseits sowie der Folgen dieses Wandels für das Ökosystem andererseits. Es geht um Prozesse wie die Veränderungen der Pflanzendecke und des Wasserhaushalts, um Landdegradierung (Erosion), um den Wandel der Nutzungspraxis sowie um den wirtschaftlichen Strukturwandel im Zusammenhang dieser Variablen. Im Zentrum steht die Frage, was „nachhaltige Nutzung“ der natürlichen Ressourcen im Kontext des Tals gegenwärtig und zukünftig konkret bedeuten kann. In der Versuchsanordnung des Projektes bilden „Natur“ und „Kultur“ kein Gegensatzpaar. Die ökologische Zielsetzung hebt diesen Antagonismus auf. Es ist ein Ansatz, der die Kooperation der beteiligten Disziplinen erfordert, aber daraus ergeben sich eine Reihe nicht leicht lösbarer Schwierigkeiten.

⁸ Ebd.

⁹ Es handelt sich um ein vom Schweizerischen Nationalfonds finanziertes Projekt. Siehe: www.unibas.ch/botschoen/alpine_ecology/index.shtml (06.08.2012).

10. Sprachbarrieren

Vor allem vier Hindernisse erschweren die Verständigung und die Zusammenarbeit über die Grenzen der Disziplinen und Wissenschaftskulturen hinaus, nämlich das Fehlen einer gemeinsamen Sprache, ein Dissens über Form und Inhalt des wissenschaftlichen Textes, Unterschiede in der Bewertung von Informationen, die durch Befragungen gewonnen werden, und die Unvereinbarkeit von epistemologischen Standards.

Das sprachliche Hindernis besteht im Fehlen eines Vokabulars, dessen sich die einen wie die andern im Gespräch miteinander verlässlich bedienen können. So erscheint ein Verb wie „interpretieren“ zwar als Begriff aus einem Vokabular, das allen Wissenschaften dient, aber sein Sinn differiert von Disziplin zu Disziplin. Wenn in den Geowissenschaften von „interpretieren“ die Rede ist, dann im Zusammenhang mit den Problemen des Messens, der Aussagekraft von Daten, der Gewichtung von Variablen. Dagegen bezieht sich das Wort in den Kulturwissenschaften bekanntlich noch immer auf die Erschließung von Sinngehalt.

Was die Darstellungsweise von naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Forschungsergebnissen betrifft, so gleichen sie sich kaum, trotz der gegenwärtig viel diskutierten These, wonach auch die Naturwissenschaften „Erzählungen“ produzieren. Wenn ihr Text als „Erzählung“ gelten kann, dann höchstens als protokollähnliches Narrativ über Methoden, Experimente und die Ergebnisse, die aus chemischen und physikalischen Analysen resultieren.

Und schließlich bestehen zwischen den Erdwissenschaften als Naturwissenschaft und der Geschichte als Kulturwissenschaft große epistemologische Unterschiede, etwa im Sinn, den das Objektivierungspostulat hat. Das zeigt sich z. B. in der unterschiedlichen Gewichtung der Aussagen, welche die Einheimischen vor Ort machen. Während die im Tal produzierenden Bauern für die historische Forschung als aussagekräftige, methodisch gesicherte Informationsquelle gelten, messen ihnen die Geowissenschaften keine große Bedeutung zu. Der Bauer, der sein Vieh auf den steilen Hängen weiden lässt, wo die Geowissenschaftlerinnen Erosionsprozesse untersuchen, findet keinen Eingang in das Verfahren der erdwissenschaftlichen Forschung, weil seine Aussage als subjektiv zu bewerten und darum wissenschaftlich nicht aussagekräftig sei.

11. *Scientist natives*

Können Natur- und Kulturwissenschaften angesichts dieser Hindernisse überhaupt sinnvoll kooperieren, oder verhindert der Dualismus, der sie trennt, jede produktive Kommunikation zwischen ihnen? Placidus Spescha stellte sich diese Fragen nicht. Problemlos integrierte er geologische, hydrologische, klimatische, botanische und geschichtliche Erkenntnisse in seine Topographie des Urserntals. Verankert in einem kosmischen, theologisch fundierten Weltbild, brauchte er sich nicht ein komplexes Modell des Tals als Ökosystem auszudenken. Dennoch erscheint der Benediktinerpater aus Disentis in bestimmter Hinsicht als ein Alpenforscher, der sich von der

heutigen Wissenschaft mit Gewinn befragen lässt. Ich denke an sein Beharren auf dem *native point of view*.

Damit ist jetzt nicht – wie in der frühen Ethnologie – die Sicht der Anderen (der erforschten Völker) gemeint, sondern zuerst die eigene der Forschenden. Denn wir können Speschas Text auch lesen als Appell, den eigenen *native point of view* zu bestimmen. Ein Postulat, das in der „Writing Culture Debate“ vertreten wurde. Über das Anliegen, sich der eigenen Perspektive zu vergewissern, besteht kein Zweifel, aber die Frage stellt sich, wie es im konkreten Forschungszusammenhang realisiert werden kann. Ich will diese Frage beantworten, indem ich auf die Geschichte der Ursern-Projekte zurückkomme.

Knüpft man am unmittelbaren Sinn des Wortes „Standpunkt“ an, so bietet sich im Kontext der hier diskutierten Projekte der Schritt zum Konzept der Topografie an. „Topografie“ ist hier nicht metaphorisch gemeint, sondern als die Ordnung der Vorstellungen, welche sich die Disziplinen von der Gestalt des Tals machen. Das ist leicht zu verstehen: Pflanzenphysiologinnen und Geologen, Hydrologinnen und Historiker stellen je ihre eigenen Karten des Tals her. Die einen kartieren die Temperatur des Bodens und der Luft darüber oder bilden das Gelände als Relief von Zonen großer oder geringer Erosionshäufigkeit ab. Die anderen verzeichnen die Mengen von Oberflächenabfluss an verbuschten bzw. grasbewachsenen Hängen. Wieder andere bilden das (ziemlich komplexe) System der Weidegrenzen ab. Alle konstruieren so ihre je eigene Topografie des Tals gemäß den Bauplänen, die ihnen ihre Disziplin vorgibt.

Sich den *native point of view* der eigenen Disziplin vergegenwärtigen, heißt, sich als Forschende in der je eigenen Topografie zu verorten. Wer deren Konstruktionsprinzipien kennt, kann den *native point of view* seiner Disziplin umschreiben und ist darum imstande, ihn den Partnern aus der anderen „Wissenschaftskultur“ zu erklären.

12. Instabile Objekte

Auch wenn sich die Forschenden unterschiedlicher Disziplinen im gleichen physischen Gelände aufhalten und auf einer übergeordneten Ebene die Ziele verhandeln, die sie verfolgen, so bewegen sie sich dennoch nicht in der gleichen Topografie.¹⁰ Für die Geowissenschaften z. B. konstruiert sich die Topografie durch die Geologie und die Vegetation, die morphologischen Merkmale des Einzugsgebietes, die Zusammensetzung des Bodens, die physikalischen und chemischen Eigenschaften des abfließenden Wassers. In der historischen Landschaft ihrerseits werden die Anzeichen menschlichen Handelns kartiert: Wege, Gebäude, Trockenmauern, Haufen zusammengetragener Steine, Zäune. Topografien unterschiedlicher Prägung

¹⁰ Ich greife hier auf Überlegungen und einzelne Formulierungen aus einer früheren Publikation zurück: *Martin Schaffner*, Sozialgeschichte und Naturgeschichte. Erfahrungsbericht aus einer alpinen Wissenschaftslandschaft, in: Pascal Maeder/Barbara Lüthi und Thomas Mergel (Hg.), *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag, Göttingen 2012, 111–127.

überlagern sich hier, Systeme, die unterschiedliche Zeichenregister verwenden. So können in einer nutzungsrechtlichen Topografie auch „natürliche“ Merkmale Zeichencharakter annehmen: Bachläufe, Hangkanten, Kreten, z.B. wenn sie nutzungsrechtliche Grenzen bezeichnen (Weidezonen markieren). In diesem Fall könnte man von Schnittstellen zwischen geomorphologischen und nutzungsrechtlichen Topografien sprechen.

An diesen Stellen entstehen „hybride“ wissenschaftliche Objekte im Sinne von Bruno Latour, d.h. Objekte, deren ontologischer Status im wörtlichen Sinn ambivalent ist. Es sind Orte, an denen die Forscherinnen und Forscher der unterschiedlichen Disziplinen sich unmittelbar begegnen und produktiv austauschen können. Denn es ist eines der Merkmale hybrider Objekte, dass im Gespräch über sie im Einen immer zugleich auch vom Andern die Rede ist.

Es ist ein wirklicher Fortschritt und eine Bedingung für gelingende Interdisziplinarität, wenn sich die Forschenden der Topografie, an der sie arbeiten, bewusst sind, aber sie haben damit erst die eine Hälfte des Postulats erfüllt, die in der rhetorischen Figur des *native point of view* enthalten ist. Die andere Hälfte verlangt nämlich von den Forschenden, sich dem *point of view* der einheimischen Bevölkerung anzunähern.

Denn an den Hängen sind nicht allein die Angehörigen wissenschaftlicher Disziplinen unterwegs, sondern auch die Bauern, die dort ihre Herden weiden lassen, und die über genaue Kenntnisse des Geländes, seines Mikroklimas und der im Weidegebiet wachsenden Pflanzen verfügen. Sie sind mit den Verhältnissen vor Ort seit Jahren oder Jahrzehnten vertraut und berichten darüber in ihrer eigenen Sprache. Ihre Topografie differiert von derjenigen der Natur- und der Kulturwissenschaften, was diese zu einem weiteren Schritt der Verständigung zwingt. Gemeint ist der Austausch zwischen den wissenschaftlich Forschenden auf der einen und den Nutzern auf der andern Seite. Dieser lohnt sich unbedingt, denn dem *native point of view* entgeht weniger, als man als Wissenschaftler vielleicht vermutet; die Kenntnisse der Bauern sind präzise, ihre Einsichten aufschlussreich.

Mit der Teilnahme der einheimischen Nutzer erweitert sich die interdisziplinäre Forschung im Tal zu einem transdisziplinären Gespräch. Dieses wird in einer Hybrid Sprache geführt, in die jede Seite Elemente ihres eigenen Vokabulars einbringt, so dass sich fachsprachliche Wörter und Wendungen mit Ausdrücken der dialektalen Umgangssprache mischen. In diesem Gespräch ist vom konkreten Problem der Erosion die Rede, von der Pflanzen-, Erd- und Nutzungsgeschichte der Weideflächen, und zugleich immer auch davon, was „ressourcenschonende“ Nutzung an diesen Hängen zu bedeuten habe.

13. Terra incognita

Ich erzähle also Abschnitte aus drei Geschichten: aus der Geschichte des Dualismus von „Natur“ und „Kultur“, aus der Geschichte des Placidus Spescha und aus der Geschichte der Forschungen im Urserental, an denen ich selber beteiligt bin. Jede dieser Geschichten verdiente eine eigene Erzählung, doch sind es die Verknüpfungen dieser Geschichten, die mich im Moment beschäftigen.

Als Placidus Spescha zu Fuß die Alpen bereiste und seine Beobachtungen und Einsichten niederschrieb, hatte der historische Prozess erst eingesetzt, in dessen Verlauf sich die Bereiche der Natur und der Kultur auseinander bewegten, in dem sie ihre je eigenen, als gegensätzlich verstandenen Wirklichkeiten konstituierten, spezifische Taxonomien, Rationalitäten und Fachsprachen ausbildeten. Spescha selbst blieb von dieser Entwicklung weitgehend unberührt, nur eingeschränkt konnte er am wissenschaftlichen Austausch partizipieren. Vielleicht immunisierte ihn ja auch der *native point of view* gegen die Tendenz, die Verhältnisse der Menschen den Gegebenheiten der Gebirgsnatur entgegenzusetzen.

Die heute im Alpenraum Forschenden können nicht an den Beginn dieses Prozesses zurückkehren. Als Pflanzenphysiologen, Geowissenschaftlerinnen, Hydrologinnen oder Kulturwissenschaftler verfügen sie zudem nicht über die umfassende fachliche Kompetenz, die Spescha wie selbstverständlich beanspruchen konnte. Dennoch fehlt es ihnen keineswegs an Möglichkeiten, die Grenze zwischen den beiden „Wissenskulturen“ (C.P. Snow) zu überschreiten. Es braucht dazu nicht mehr, als dass sie sich ihres je eigenen *native point of view* versichern, ihre unterschiedlichen Topografien vergleichen und die Karten, die aus ihren Forschungen resultieren, über einander projizieren. Wenn sie das tun, werden sie überraschende Effekte erzielen, nämlich instabile Objekte der Art entdecken, von der ich vorher gesprochen habe. Daraus könnte eine weitere Karte entstehen, Abbild einer bislang unbekannteren inter- und transdisziplinären Wissenschaftslandschaft.